

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Gegenwart — als Dichtung

Zum neuen Buch von Albin Zollinger

Wir haben das seltene Glück, ein kleines Werk anzuzeigen*), das schon in erster Lesung unsere volle Liebe und Begeisterung erobert hat und sie auch in zweiter, in dritter Lesung nicht verliert; es ist der immerhin kühne Versuch, unsere eigene Gegenwart nicht abzuzeichnen und aufzuschreiben, sondern zu schauen, zur Uebersicht zu entrücken und zu dichten — und das ist, so ernst unsere Gegenwart genommen sein will, auf eine bezaubernde Weise gelungen.

In rascher Folge, kaum über ein Jahr verteilt, erschienen Albin Zollingers letzte Bücher, zwei Romane, die unseres Erachtens zum Anregendsten in unserem Schrifttum gehören, wenn auch auf eine quälende Weise; sein echtes und glühendes Dichtertum, in Versen offenbart, die manchmal wirklich den Glanz und Klang der Begnadung haben, scheiterte immer wieder an der überbordenden Leidenschaft des Zeitgenossen, an einer Anteilnahme des Herzens, die den Menschen und Bürger ehrt, seine künstlerischen Erzeugnisse aber aufs äusserste bedrohte: Er bildete nicht mehr, sondern redete. Er kämpfte und stritt; aber mit verfehlter Waffe. Orpheus, der Sänger, bändigte die Tiere, inbegriffen die Bestien, indem er sang — nun schlug er plötzlich mit der Laute drauflos.

„Der Fröschlacher Kuckuck. Leben und Taten einer Stadt in zwanzig Abenteuern.“ So nennt sich nun das neue Buch, wobei die einzelnen Abenteuer wie bei den früheren Erzählern jedesmal mit einem viel-sprechenden Vorspruch versehen sind, zum Beispiel das Vierte Abenteuer, „in welchem die Fröschlacher schlafen gehen, um ein andermal fort-zufahren.“

Erzählt wird von einem Völklein, das, als man den Feind im Anmarsch wähnt, vorallem in schweres Kopfzerbrechen gerät darüber, wohin es mit all seinem Golde soll, damit es nicht in Feindeshände fällt, und ihr Rat kommt nun freilich auf die wunderlichsten und abenteuerlichsten Schlüsse, die wir auf herzhafteste Weise belachen dürfen.

„So wenig wie anderswo war es in Fröschlach den Herrschern gegeben, stets nach der Vorstellung aller zu wirken, bestellt und bevoll-mächtigt, trugen sie Würden und Bürden im Trotz der Verantwortlich-keit, setzten sie, was ihnen gut schien, auch gegen Spott und Anfeindung, wenn es nicht anders zu machen war in der Heimlichkeit, des Nachts oder überraschungsweise durch. Des Anspruchs auf Lob und Dankbar-

*) Der Fröschlacher Kuckuck, Atlantis Verlag Zürich 1941

keit entschlägt sich der Höherstrebende, der in den Annalen der Geschichte besser als in der Tageslaune wohnen will."

So die Verhältnisse in Fröschlach, dessen Rathaus, wie es heisst, freundlich nach Heu riecht ... Ihr Gold, damit man jedenfalls nicht alles verliert, wird auf die verschiedenste Weise verlockt, Bastionen werden gebaut, anderes bringen sie einem sagenhaften Drachen, und unversehens sehen wir die guten Fröschlacher, von den Schauern und Abenteuern einer Mondnacht verzaubert, in den dichterischen Gefilden eines Sommer-nachtstraumes mit Elfen:

„Die Fröschlacher warfen sich im Schläfe herum, schmatzten und lallten mit Flötentönen. Ueber Schnauzbärte vorgeneigt, ihre Händlein auf den Knien, beguckten sich die Mädchengeisterchen unsere Fröschlacher einmal aus der Nähe, hoch herab mit einer Miene von grausendem Erstaunen. Der Schlummer lag in Blöcken auf den Riesen, der Atem pfiß durch die Nasenhaare. In der Sicherheit wunderwitzig, hockten die Kühnsten sich zu den Schläfern nieder, ihren Betrachtungen mit aufgestützten Gesichtlein sonderbar benommen nachzuhängen. Das borstige Bild des Menschengeschlechtes schien ihnen ebenso furchtbar wie mitleiderweckend. Die eine und andere Elfenträne glitzerte durchs Mondlicht hinab ..."

Albin Zollinger hat nun wirklich die Fantasie, die man dem Dichter zuschreibt, eine verdichtende Fantasie, die sich eine Eigenwelt erschafft, göltiger als alle sogenannte Wirklichkeit; sie lebt, zeitlos wie der Traum, von einer ungesuchten Sinnbildlichkeit. Aus Angst, sie könnten ihren Dom verlieren, kommen die Fröschlacher darauf, selber ihren Dom abzutragen ... ihn in die Stube zu flüchten, wie es heisst:

„Einem Land in Gefahr bleibt als letztes, sein Gedankengut aufzuteilen, seine Art in die einzelnen Herzen als einen Samen zu retten. Von allen wird doch ein Krieger den grimmigsten Krieg überleben, das Vaterland ihm im Herzen zur Auferstehung zu gelangen. Also trugen die Fröschlacher ihren Dom bis auf die Grundmauern ab und verschleppten ihn an der Brust in ihre weltlichen vier Wände."

Hinzu kommt die eigentlich sprachliche Fantasie, ja, ein guter Teil seines Humors ist sprachlicher Humor, und wie wenige, auch unter den Könnern, ist Zollinger ein Dichter der Sprache, der nicht Vergleiche und Gedanken in Worte kleidet, sondern sprachlich gebärt und das Wort hat, von dem es heisst, dass es im Anfang war. So werden Erscheinungen oft an einem Zipfel gepackt, den man nie vermutet hätte; verblüffend genug zupft er die Dinge heran, oft ist es ein ganzes Gepurzel von Vorstellungen, eine Sprache, die das Lebendige in sich hat, die manchmal auch wuchert und die schrulligsten Blüten treibt, wie Ueberraschungen am Wegrand, und die recht eigentlich die Geschichte, die sie zu erzählen hat, befruchtet und besonnt und trägt.

Einmal ziehen die Fröschlacher als Spähtrupp aus, um den Feind auszuforschen, der seit langem nichts mehr von sich merken liess, unheimlich genug; da, im Rübenkraut, erkennen sie wirklich ein Nest von Helmen:

„Also schwangen sie nach kurzem Besinnen ihre Spiesse hinüber, schossen auch so vortrefflich, dass es von splitternden Hirnschalen krachte und ein Lanzen-Igel sich wutzitternd über sein Opfer sträubte. Die Sieger gingen aufrecht wie Jäger zu den Hunden nach der Walstatt hinüber, sahen nicht ohne Grausen den roten Most von den Leichnamen fließen; ein Schädel drehte sich unter dem Speerschaft, grauenvoll wach in seinem Witz, sich den Ueberwinder noch anzusehen. — Freilich erwies es sich, dass die Fröschlacher fürs erste im Uebereifer der Mordlust vorgegangen waren und ihre Stärke an besseres nicht als einen Kürbiswurf, der hier faulte, verschwendet hatten. Sie setzten trotzdem ihren Fuss auf die bleichen Häupter, den Sieg auszukosten, drehten sie unter der Sohle nachdenklich und ekelvoll und verabsäumten nicht, auch Gott im Gebet zu danken, indem sie den Helm vor die Brust nahmen. Ein Erfolg auch vor Kürbissen stärkt nun einmal das Vertrauen; der geringste Sieg in der Hand ist ein Versprechen auf den bessern.“

Der wirkliche Feind aber — sie merken es, als Gold und Dome verloren sind — ist längst in Byzanz. Von ihm übrigens hört man nicht viel, nur dies:

„Ein Sieger gönnt seinen Soldaten gerne das Lied. Der Herzog hatte im Herzen alle Beruhigung aus dem Getanen, den sicheren Besitz des Vollbrachten, freilich auch das Weiterträumen; indem seine Krieger sangen, entwarf er die neuen Schlachten, rüstete er ihren Tod wie eine Mutter die Betten.“

Man hat bei diesem Buch wahrlich nicht den Eindruck, der Dichter erschöpfe sich in letzter Anstrengung, im Zusammenraffen der letzten ihm möglichen Einfälle; er stellt Figuren hin und lässt sie trollen, selber vergnügt über die Käuze, die ihm am Herzen liegen, und während sie sich tummeln, hat er noch die Hände voll Lehm; er ist, wenn er verstummt, nicht ausgepumpt, und wie Kinder möchte man rufen: O nein, erzählen sie doch weiter! so harmlos wie Kinder überzeugt, dass der Erzähler nicht Ende noch Mangel kenne, sowenig wie eine Quelle im Walde, und wenn derlei auch niemals stimmt, so bleibt es doch das Zeichen der wahren Erzähler, dass sie diesen zauberhaft befreienden Eindruck hinterlassen, befreiend noch dann, wenn sie das Erschütternde erzählten. Unter solchem Gnadenzeichen, scheint uns, steht auch dieses kleine, kostbare Buch.

Max Frisch.

Diese Anzeige wurde vor dem Tode des Dichters geschrieben und war bereits im Druck. (Red.)

Das eidgenössische Nationalbewusstsein

Albert Hauser, Das eidgenössische Nationalbewusstsein. Sein Werden und Wandel. Verlag Gebr. Leemann & Co. A.-G., Zürich, 1941.

Der Verfasser will seinen Versuch der *force mystérieuse* widmen, von welcher Charles Monnard einmal sagte, sie sei es gewesen, die den eidgenössischen Bund zusammenhielt. Er stellt sich die Frage: „Seit wann kann von einer schweizerischen Nation gesprochen werden und seit wann ist ein Bewusstsein der Nation vorhanden?“

Die Frage ist in dieser Doppelform missverständlich. Von Nation darf überhaupt nur da die Rede sein, wo ein Bewusstsein gemeinsamer Ueberlieferung und Mission vorhanden ist.

Hausers Untersuchung reicht bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Das besagt, wie früh er ein wirkliches eidgenössisches Nationalbewusstsein als feststellbar fertige Tatsache zu erkennen glaubt. Schon in den Liedern des 15. Jahrhunderts beginnt, oft zaghaft zwar, das Wort Vaterland die Eidgenossenschaft anzudeuten. In der Tatsache, dass Zürich sich dem Geist des Bundesrechtes fügen musste, sieht der Verfasser einen Beweis dafür, „dass hier im Alpenvorland ein Staatsbewusstsein von zwingender Kraft bestand...“ Die Burgunderkriege wurden „mit Bewusstheit als Kampf mit dem Welschtum aufgefasst“; die Eidgenossen und ihre Verbündeten empfanden sich als Deutsche, denen schicksalsmässig die Verteidigung einer deutschen vorgeschobenen Stellung überbunden war. Das deutsche Nationalgefühl verschwand, nicht zum wenigsten durch die Schuld der Habsburger, seit dem Schwabenkrieg; dieser wurde deutscherseits geführt mit dem Ziel, den Schweizern einen Herrn zu geben. „Seit die verworrenen Verhältnisse im Reich die Eidgenossen vollends abstiessen, sogar die neuen Konfessionen von Luther und Zwingli ihre eigenen Wege gingen, wuchs sich die staatliche Grenze zur Kulturgrenze aus. „Erst jetzt, seitdem auch die deutsche Sprache die Eidgenossenschaft mit den Deutschen innerlich nicht mehr zu binden vermochte, ist eine eigentliche, mit keiner Nation zusammenhängende eidgenössische Nation entstanden. In den Augen ausländischer Betrachter bildeten die Eidgenossen schon längst eine Nation.“ Nicht zum wenigsten hatte die Reaktion auf die sittliche Verwilderung während der Grossmachtzeit, die innere Umkehr, zur Konsolidierung dieses Nationalbewusstseins beigetragen. Was der Verfasser aus einer letzten Untersuchung „Nationales Besinnen und vaterländische Sendung der Humanisten“ herausholt, trägt zur Abrundung des Gesamtergebnisses nicht mehr viel bei; der Humanismus, auch der schweizerische, war zu wenig volksverbunden, als dass seine Aeusserungen für eine im Volk vorhandene Einstellung zu zeugen vermöchten, diejenigen eines Zwingli natürlich ausgenommen.

Der Wert von Hausers Schrift liegt überhaupt nicht in neuen Erkenntnissen, die sie vermittelt, sondern in einer Zusammenstellung vor-

handener Erkenntnisse unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Auch in dieser Hinsicht erfüllt sie nicht restlos, was sie verspricht. Gut reproduzierte Illustrationen, deren Auswahl nur teilweise mit der Beziehung zum Thema gerechtfertigt erscheint, erhöhen den Anreiz des Büchleins.

Otto Weiss.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 45855

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956060

Printed in Switzerland